

## Leben ohne Sinn(e)

Leben hing am Himmel. In lilafarbenen Fäden tropfte es vom Horizont und schlug auf den korrodierten Asphalt. Es floss die schwarzen Ecken und Kanten einer toten Straße entlang und verlor sich im Nirgendwo des goldenen Kornes. Leben trieb im Meer. In kraftvollen Bewegungen schlug es gegen die Küste und brach sich an den schwarzen Felsen rauschend zu einer Million Splitter. Sanft blies es über die zarten Blumen, die alle Meter aus dem moosigen Pflaster einer Schnellstraße brachen. Unter einem lilanen Wunderhimmel grasten auf der zerfallenen Autobahn scheue Wildpferde. Aufgeregte Dohlen brachen schreiend die kantigen Steilküsten zum schäumenden Meer hinab und in den schlierigen Sonnenstrahlen zwischen den Bäumen tanzten frivol die Insekten.

Leben war überall. Es sah wie Wunder aus. Roch nach salzigen Algen. Schmeckte nach Morgensonne, klang nach Meer und fühlte sich nach der Berührung eines Liebenden an. Leben lag in jedem Zentiliter Luft da draußen. Nur war der Mensch nicht mehr da draußen, er saß im gläsernen Käfig. Daher war das Leben da draußen ein Leben, das niemand sah. Es war Leben, das niemand roch. Niemand schmeckte, hörte oder empfand es. Die toten Straßen waren leergeblasen. Der Mensch versteckte sich. Er saß hinter den luftdichten Glasgittern seiner Millionenstädte. Millionen von gläsernen Grenzen trennten ihn vom Leben. Zerbrechlich, dünn und befremdlich. Taktil steril und endlich. Die Stadt der Liebe, die der Engel, ja alle Städte der Welt lagen isoliert von der Welt hinter beschattetem Glas. Die Liebe war verweht. Die Engel waren gefallen, aber die Menschen lebten noch. Ja, der Mensch lebte. Die Besessenheit von einfachem Leben und Überleben hatte ihn in einen gläsernen Käfig gefangen genommen. Generation 0, so hießen sie. Niemand von ihnen hatte das Leben je gesehen. Das konnten sie gar nicht mehr, denn das helle Licht der Technologie ließ ihre trüben Augen nur Licht und Schatten erkennen. Niemand von ihnen hatte je vom Leben gehört, denn fehlende Interaktion und Kommunikation hatten ihr Gehör und ihre Stimmbänder degeneriert. Sie hatten Leben nie gerochen: ihr olfaktorisches System war mit der Sterilität ihrer Gefängnisse verflogen. Auch tasten konnten sie nicht mehr: nur selten hatten sie in der Ebenmäßigkeit ihres Jahrhunderts etwas ertasten müssen. Jeder ihrer Sinne hatte im einfachen Leben der Technologie an Sinn und Zweck verloren und war bis zur Sinnlosigkeit verkommen. Ohne ihre Sinne machte ihr Leben keinen Sinn. Das Leben der Generation 0 war totes Leben. Die klugen Köpfe ihrer Zeit sahen es ähnlich. Sie begegneten der Degeneration ihrer Generation mit Realitätsflucht, Todessehnsucht, Selbstmordgedanken. Sie hätten gerne ein Seil aufgeknüpft, hätten sich gerne vergiftet, vergast oder erschossen. Wären gerne von Brücken gesprungen oder hätten sich eine Waffe in den Mund gesteckt. Nichts davon konnten sie noch tun. Außer den Fingern konnte sie kaum etwas bewegen. Seit Jahrhunderten hatten sie sich nicht bewegen müssen. Die Technologie erledigte das für sie. Sie erledigte alles und erledigte sie damit alle. Weil sie sich kaum mehr bewegen konnten, konnten sie nichts mehr bewegen. Weil sie kaum mehr sprechen konnten, konnten sie nicht für sich sprechen und weil sie kaum mehr wahrnahmen, nahmen sie die Wahrheit nicht mehr wahr. Außerhalb der Gläser hing das Leben wie Wunder am Himmel. Es spülte durchs Meer wie frische Algen, tänzelte durch die Luft wie frivole Insekten und lag wie morgendlicher Nebel auf dem satt grünen Moos. Bei ihnen da drinnen war es dunkel und tot. Die Luft war sterilisiert, klimatisiert und für sie optimiert, aber sie schmeckte nach Second-Hand und Leben trug sie keines. Das war die Wahrheit. Nur sah, roch, schmeckte, empfand und hörte sie niemand. "Wir, die Generation 0, haben einander das Überleben gesichert.", wurde ihnen

durch helle Bilder auf ihren gläsernen Gefängnissen eingehämmert. "Wir haben einander in dieses fortschrittliche Leben geleitet und uns so mehr Lebenszeit verschafft. Wir funktionieren zusammen.", überzeugte sie das laute Gebrüll ihrer multimedialen Geräte, "Wir machen zusammen Sinn. Wir sind die neue Welt. Wir sind das neue Leben. Wer sich hinausbewegt wird von UV-Strahlen und den Schadstoffen der Luft wie von Säure zerfressen. Hier drinnen passen wir aufeinander auf.", zeigten ihnen die hellen Hologramme in ihren Häusern, "Hier drinnen ist alles einfach. Hier drinnen liegt langes Leben und das Überleben schulden wir einander." Sie hätten das Leben überhaupt nicht überlebt. Sie hätten Gefahren nicht kommen sehen. Hätten Gift nicht geschmeckt. Hätten den Tod nicht rechtzeitig gerochen und einen Angreifer erst aus nächster Nähe gehört. Sie hätten sich in der Dunkelheit nicht vorantasten können und wären da draußen ins Leben gestürzt. Sie wären durchs Leben zu Boden gegangen und irgendwo auf dem Boden vergangen. Um zu überleben brauchten sie gläserne Gefängnisse, die sie vom Leben trennten.

Die Degeneration ihrer Generation hatte sich schleichend aufgebaut. Sie hatte sich nicht aufgebaut wie eine Naturkatastrophe. Sie hatte sich nicht entwickelt wie eine Spezies. Die Degeneration ihrer Generation war durch Determination aufgebaut worden. Aufgebaut von den Großen, den Giganten, den Größenwahnsinnigen. Von den Machthabern, den Monarchien, den Industrien. Es hatte gut funktioniert. Der Mensch war zu einer anonymen Masse gleicher Wahrnehmung, gleicher Empfindung und gleicher Meinung verschmolzen wie flüssiger Teig, wie eingeschmolzenes Metall oder gegossener Kunststoff. Die Masse war glatt, einheitlich und formbar. Sie lebten, kauften und verbrauchten. Sie wurden determiniert, kontrolliert und sanktioniert, sobald sie sich aus der Masse herausbewegten. Die eigene Einheitsform nahm der Mensch nicht mehr wahr. Er ließ die Monarchien der Industrien seine Urängste und Urwünsche ausbeuten. 200 Jahre Leben hier drinnen. Nur 60 Jahre Leben da draußen. Einfachheit hier drinnen und Schwierigkeiten da draußen. Dass er hier drinnen nur zum Kaufen und Verbrauchen festgehalten wurde, war für das Leben ein kleiner Preis. Ein kleiner Preis für langes, einfaches Leben. Fatalerweise bezahlten sie die Nettigkeiten eines 200-jährigen Lebens mit ihrem Leben. Was? Nein! Wieso? Hier drinnen lief alles fantastisch für alle. Keine Extreme. Keine Gefahren. Keine Unvorhersehbarkeiten, sondern Sicherheiten und Annehmlichkeiten. Annehmlich war das Problem. Nettigkeiten, Normalität und Konventionalität nahmen der Realität Stück für Stück die Plastizität. Ihr Leben war tot. Ihre Realität war nicht mehr real, nicht greifbar, nicht spürbar, denn die reale Realität lag irgendwo da draußen.

Hier drinnen interessierte sich niemand dafür. Das galt solange, bis er geboren wurde. Er, der einen Blick hinter die verdunkelten Gläser wagte. Er, der seine tauben Ohren für Lebensmelodien öffnete. Er, dem die gläsernen Gefängnisse nicht schmeckten und er, der die Fäulnis hinter den gläsernen Scheiben roch. Er empfand die Wahrheit. In seinen Adern rauschte das verlorene Meer. Sein Herz schlug wie ein Specht und in seiner Seele wehte der Wind der Veränderung. Wahrheiten wahrnehmen war waghalsiger Wahnsinn. In seiner Generation war es im wahrsten Sinne des Wortes Wahnsinn. Sie hielten ihn für irrsinnig, aber mit dem Irrsinn hatte er ihnen einen Sinn voraus. Als nett empfanden sie ihn nicht. Nicht als annehmlich, sondern als kokett, entbehrlich, anders und das Anders war in ihrer Generation der Determination und Degeneration lebensgefährlicher Wahnsinn. Wäre er nicht anders gewesen, dann wäre er nicht am Leben gewesen. Leben war für ihn nämlich anders. Leben war für ihn Kunst. Leben war für ihn Liebe und seine große Liebe zur Kunst näherte ihn dem lebendigen Leben hinter den gläsernen Gittern an. Dem lebendigen, rauschenden,

wunderbaren, salzigen, algigen, stürmischen, sonnigen, zärtlichen Leben. Er war nicht wahnsinnig. Wahrsinnig war er. Sein Name war Jake Sullivan. Ein Teil seines Herzens sang, wenn er schlief. Im Traum trommelte ein Teil seiner Seele. Jake Sullivan war Musik. Er war Musik, wenn er schlief und Musik, wenn er wachte. Musik war er, was er auch tat. Musik in der Stille. Musik im Lärm. In jeder Lebenslage war Jake Musik. Er trug die Melodie verlorenen Lebens in sich. Er hörte genauso wenig wie alle anderen. Sehen konnte er nicht. Weder riechen, noch schmecken, noch tasten konnten seine Sinne. Nicht tatsächlich im Äußeren. Hauptsächlich in seinem Inneren. Taub schrieb Jake die lebendigsten Melodien. Er sah blind das Leben hinter den dunklen Gittern aus Glas. Ohne sich bewegen zu können, bewegte er sich. Obwohl auch er nicht schmeckte, bewies er großen Geschmack. Der Geruch war ihm versagt, aber er hatte den richtigen Riecher. So gelangte er ohne Sinne zu großem Sinn. Ohne Wahrnehmung nahm er die Existenz von einem Leben da draußen als wahr an.

Niemand verstand Jake. Um ihn herum funktionierten sie. Sie wurden von den Industrien mit den Energien der Ängste und Wünsche aufgeladen. Ihre Einstellung wurde programmiert. Sie parierten auf Eingabe, wurden durch Lob stabilisiert und in ihren Funktionen miteinander arrangiert. Wenn einem eine Schraube locker war, wurde sie gewaltsam wieder angezogen. Wenn einen von ihnen unerlaubte Information erreichte, wurde ungefragterweise ihre Festplatte gelöscht. Sobald sie keine Verbraucherfunktion mehr erfüllten, wurden sie auf dem Schrottplatz entsorgt. Die wiederverwertbaren Teile las man aus und behielt sie: die Daten ihrer Familie und Freunde. Dass bei Jake Sullivan eine Schraube locker war, wussten die Monarchien der Industrien von Anfang an. Jake hatte nämlich gar keine Schrauben, sein Rechenzentrum war kein Rechenzentrum. Es bestand aus Noten, Klängen, Energien. Aus Bildern, Reimen, Symphonien. Aus Wind, Wasser, Feuer und aus Fantasien. Nichts davon ließ sich wiederanziehen, denn nichts davon hatte einen festen Platz. Jake Sullivan war ein Freigeist. Deshalb ließ er seinen Geist irgendwann frei. Er ließ ihn das Glas brechen. Ließ ihn in See stechen. Ließ ihn die Regeln vergessen.

Alles begann damit, dass sich Jake einen Namen gab. Die Menschen hatten keine Namen mehr und sie hätten auch keine gebraucht. Sie waren die Generation 0, funktionierten zusammen, machten zusammen Sinn. Jake machte Unsinn, als er sich einen Namen gab. Sobald er nämlich einen Namen hatte, wurden die Machthaber, Monarchien und Industrien auf ihn aufmerksam. Was er danach plante, ahnten sie daher bald. Die Generation 0 hatte mehr als doppelt so viele Roboter, wie die Generation zählte. Die Roboter zählten für sie, kommunizierten für sie, arbeiteten für sie, unterhielten sie und kauften für sie ein. So viel Lebenszeit war dadurch eingespart, aber gelebt wurde die gesparte Zeit nur spärlich. Jake sehnte sich nicht nach Zeit, sondern nach Leben. Als sich in ihm so viel bewegt hatte, dass er etwas bewegen musste, nutzte er seine verbliebene Bewegungsfähigkeit und programmierte seine Roboter um. Es dauerte Jahre. Ein ganzes Jahrzehnt nahm es in Anspruch. Jake war kein IT-Spezialist. Nie hatte er irgendetwas oder irgendjemanden umprogrammiert. Nie hätte er die Informationen dazu recherchieren können, denn er lebte in Zeiten des Informationsmonopols. Wissen wurde wissentlich zurückgehalten. Die Machthaber, Monarchien und Industrien stellten ihre Information über Wände, Geräte und Roboter zur Verfügung. Informationen dienten nur mehr der Determination. Nie hätte Jake also herausfinden können, wie aus ihren Robotern Rebellen zu machen waren. Also versuchte er, ohne zu wissen wie, was oder wozu. Er versuchte und scheiterte. Er scheiterte wieder und versuchte es nochmal. Nach Hundert Versuchen und Tausendmal Scheitern versuchte sich Jake an dem, was er wirklich konnte.

Jake Sullivan war Musik. Was er wissentlich konnte, war die Musik. Daher übersetzte er seine Fantasien in Symphonien.

Die Überwacher wachten über ihn. Sie registrierten eine Gefahr und sahen danach. Als sie am selben Tag ungefragt die Tür zu seiner Wohnkugel öffneten, schlossen sie beim Anblick der Noten aber nicht auf seinen Plan, denn Noten kannten sie in der Generation 0 nicht mehr. Daher verschwanden sie nach ihrer ungefragten Intervention und stellten keine Fragen zu Jakes Destination. Monate später ging Jake so den finalen Schritt. Er überführte seine Symphonien in programmierbare Daten und infizierte damit die Roboter. Man überführte Jake noch am selben Tag. "Narzisst! Sadist! Terrorist!" Sie nannten ihn einen Unsympathen mit der Tendenz zum Psychopathen. Aus ihrer Kontrollinstanz über der Stadt schickten sie unschlagbare Spezialeinheiten aus unverwundbaren Maschinen, die ihn mit unnachgiebiger Gewalt überkamen und zu Boden streckten. Gegen sie wehren konnte er sich nicht. Sein Gesicht schlug auf den sterilen Boden auf. Vom kühlen Kunststoff aus sprang Desinfektionsmittel auf seine Zunge. Desinfizieren wollten sie vor allem seinen Verstand. Eliminieren wollten sie seinen Freigeist.

Sie schleppten ihn mit sich. Zogen ihn in der Dunkelheit des hellichten Tages an den Beinen aus seiner luftdichten Kugel. Über die betongrauen Mülllagerstätten und die farblosen Kadaverstätten schleiften sie ihn durch virtuelle Lichter hindurch und bis in die kalte Fehlerbehebungsstelle hinein. In seinen schwarzen Haaren hing der Gestank der Verwesung. Seine lahmen Glieder waren von Metallmüll zerschnitten und sein helles Blut rauschte aus seinen Adern wie das lebendige Meer. Es brach kraftvoll und mutig bis zu den gläsernen Gittern vor, wo es laut gegen die Scheiben schmetterte und für den Auslass kämpfte. In Jakes meerblauen Augen tanzten trotz Terror die Symphonien seiner Utopien. Die Machthaber wollten die Musik abstellen und den Tanz unterbrechen. Sie brachen ihm in der Stille des toten Lebens alle Glieder, aber sein Freigeist klammert sich heimlich, still und leise nur noch fester an seine Lieder. Niemand hörte, was sie ihm antaten. Niemand sah es. Seine Not nahm niemand wahr. Sogar in seiner Not hörte Jake aber noch die Noten. Er sah nicht, wohin sie ihn verschleppten. Es wirkte, als habe er aufgegeben. Er schrie nicht, strampelte nicht und setzte ihnen keine Abwehr entgegen. Salzige Tränen der Schmerzen flossen zusammen mit dem Meer aus seinen Adern den gläsernen Scheiben entgegen. Weil er keine Stimme hatte, hätte er sich nicht erklären können. Obwohl er keine Stimme hatte, verschaffte er sich an diesem Tag aber Gehör. Seine Gedanken gehörten ihnen nicht.

Keuchend atmete er mit dem letzten Atemzug seinen Freigeist aus und ließ den Wind der Veränderung aus seinen Lungen in die Stadt hinaus. Sein letzter Herzschlag schlug den Marsch der Rebellion. Als seine Fantasie an Gestalt gewann, hatte er die Gestalt verloren, aber seine Symphonien konnten sie nicht mehr aufhalten. Hinter den verdunkelten Scheiben wurde das Abendblau zu Morgenrot, als er die letzte Träne vergoss. Als sich seine Brust zum letzten Mal hob, verdrängte die Flut an der Küste gerade die Ebbe und wusch den Nebel fort. Jake Sullivan gab sein Leben für das Leben. Als er starb, stieg Wunder zur Erde. Aus seinen Fantasien von Leben waren Symphonien gereift. Aus seinen Symphonien hatten sich Früchte der Daten entwickelt und seine Daten ließen die Roboter die Grenzen nach draußen einreißen. Als Jakes weit offene Augen gerade starr wurden, schwemmen Licht, Wind und Wasser das Leben in die leichenstarre Stadt zurück. Irgendjemand wie er würde irgendwann vielleicht, nur vielleicht, lebendig genug sein, um es zu ergreifen.

## Die Krähe und der Jäger

Die Strahlen der morgendlichen Gewittersonne materialisierten sich zu so undurchdringbaren Streifen, als hätte sie ein Jäger in der Hoffnung auf Beute zwischen die Bäume gespannt. Der bodennahe Fallwind fühlte sich für Wind zu heiß an. Mit der Geschwindigkeit eines Schnellzugs raste er aus den kantigen Bergen ins trockene Tal hinab. Wie ein Egozentriker riss er dabei rücksichtslos das Laub von den Eichen, das im glutheißen Himmelsfeuer der vergangenen Wochen zu totem Papyrus erstarrt war. Am lilafarbenen Horizont regnete es dünne Fäden, aber unter der Hitze des Tages erreichten sie den Erdboden nicht. Die Pflanzen der Lichtung waren zum Sterben verdammt. Die welken Herbstzeitlosen lechzten seufzend nach frischem Wasser. Daneben hatten Spinnen entlang niedriger Felsformationen feinmaschige Netze gespannt. Ihre trockenen Fäden vermochten dem starken Wind kaum mehr standzuhalten. Tote Insekten tanzten zusammen mit weißen Pollen so energisch darin herum, als wären sie noch immer am Leben. Zwischen den Bäumen fiel in ölig spiegelnden Prismen das fahle Tageslicht herein. Dem Szenario des Todes gab der Lichtschein eine Dramatik, wie sie eigentlich nur das Leben kennt. Nur von Leben war weit und breit keine Spur, aber plötzlich bewegte sich etwas. Unter dem lebendig lilanen Himmel saß eine schwarze Krähe auf den Felsen der Lichtung. In ihren Federn steckte der Nachthimmel, ihr Schnabel glich einem kräftigen Dolch und in ihren dunklen Augen lag tiefes Bewusstsein. Der Fluchtpunkt ihrer Blicke traf auf dem reisigen Waldboden in einen halbgeschlossenen Kessel aus glänzenden Felsen hinein. Aus den Felsformationen befreiten sich wie aus einem undichten Kellerraum die monotonen Flüsterlaute von tropfendem Wasser. Der aufgeregte winzelnde Wind nahm ihren rhythmischen Klang so sanft wie ein Geschenk entgegen und mischte ihn unter die Melodie seiner säuselnden Symphonie. Ohne stehenzubleiben trug er die Rhythmen mit sich und blies sie unaufhaltsam in die Stadt hinein, wo sie in einem melancholisch dumpfen Echo verklangen. Auf der Lichtung war das Tropfen noch immer zu hören. Bewegungslos und bedrückend hing der Klang in der trockenen Luft, als wäre er das tödliche Schwert des Damokles. Tropf, Tropf. In der Hoffnung auf einen Schluck Leben erbebte die trockene Erde und die Herbstzeitlosen reckten sich mühsam dem Klang entgegen. Tropf, Tropf, wie von Wasser. Die Bäume knirschten lautstark mit den Zähnen, doch die Hoffnung auf Leben wurde alsbald verblasen. Die Krähe sah es zuerst. Es war weder Leben, noch Wasser, was da tropfte. Für Wasser war es zu rot und für Leben war es zu tot. In dem dunklen Kessel aus hell leuchtenden Felsen hatte ein Jäger in der Hoffnung auf Beute dicke Drähte zwischen die Bäume gespannt. Beute war ihm in die Falle gegangen. Jetzt hing sie kopfüber zwischen den Felsen. Von ihrer Nasenspitze tropfte ihr dickes Blut monoton auf den trockenen Reisig. Auf ihrem zedernroten Mund saß eine gierige Fliege. In ihren weit offenen Augen steckte das Vakuum des Todes und an ihrem wohlgeformten Leib hatte sich der Jäger mit einem Dolch zu schaffen gemacht. Niemand hatte es gesehen. Niemand hatte es gehört. Der einzige Zeuge der Jagd war die schwarze Krähe, deren aufmerksame Blicke das Schauspiel noch immer verfolgten. Nur sagen können würde sie es niemandem, daher schwieg sie das Schweigen der Lämmer und so hing Stille über der Felsformation, wie das Bild an einer Schlafzimmerwand. Die Stille hüllte den Jäger in den trügerischen Mantel der Sicherheit. So friedvoll wie ein Pfarrer starrte er den leblosen Körper seiner Beute an. Auf ihrer Haut so weiß, wie frische Lilien bildeten sich rote Pfade, wo auch immer ihr Blut den Gesetzen der Schwerkraft folgte. Ihre blonden Haare leuchteten einzeln unter der Sonne und wurden von den dünnen Rinnsalen aus ihren Adern mit hellroten Strähnen geschmückt. Der reisige Boden schlürfte das stockende Blut trotz der Trockenheit nur zögerlich auf, als wäre er sich der Unrechtmäßigkeit des Szenarios bewusst. Der Unrechtmäßigkeit bewusst war sich

nicht einmal der Jäger. Gefangen in seiner eigenen Genugtuung stand er totenstarr zwischen den schützenden Felsen. Die Schatten der Bäume brachen über ihm zusammen und blieben auf ihm liegen, wie die Ruinen eines brennenden Hauses. Sein Mantel ging in dem Szenario des Todes lebendig und aufgeregt mit dem Wind und seine Augen der Zerstörung starteten die Beute so innig an, als sähen sie darin ein Kunstwerk. Mit der Überwindung eines Fallschirmsprungs riss er sich plötzlich los und jagte zwischen den Felsen hervor. Aus Unachtsamkeit riss er das Spinnennetz zu Boden und beendete den lebendigen Tanz der toten Insekten. Auf den Felsen saß schweigend noch immer die Krähe, aber aus Unachtsamkeit bemerkte er sie nicht. Aufmerksam folgten ihm ihre Augen über die Lichtung in den dichten Wald. Mit der Ruhe eines Sterbenden breitete sie die tiefschwarzen Flügel aus. Sie schüttelte sich und verlor dabei eine lange Feder, die mit der Leichtigkeit einer Schneeflocke durch die Luft tänzelte und auf die Erde zu schwebte. Sanft wie die Hand eines Liebenden berührte sie den schneeweissen Körper der Toten, glitt unbeholfen weiter und blieb auf ihrer blutnassen Wange liegen. Mit der Eindringlichkeit einer Lagerfeuergeschichte stieß die Krähe gerade ein herzerreißendes Krächzen aus. Als der Mantel des Jägers in den Wald gegenüber verschwand, ließ sie die Luft unter ihren Flügeln schwirren und erhob sich in kräftigen Flügelschlägen von den Felsen. Von einer Sekunde zu anderen war die tote Lichtung verwaist und das Tropfen von Blut blieb weit und breit die einzige Spur von Leben.

Die Nacht war angebrochen. Der Mond hing über der Stadt wie das Mobile über einem Kinderbett. Sein milchiger Schein küsste die Häuser sanft mit dem edlen Geschmack der Stille. Als die hohe Kirchturmuhren gerade Mitternacht schlug, schoben sich wie ein nebeliger Umhang dünne Wolken davor und verschluckten das milchige Licht als wären sie ein gierige Giganten. Der Geruch von Regen lag in der Luft. Der böige Wind trug den frischen Geschmack von Leben. Am Stadtrand öffnete sich soeben die Tür eines hell erleuchteten Hauses und eine junge Frau wurde auf die nächtliche Straße spuckt. "Komm gut nachhause.", rief ihr eine dunkle Silhouette aus der Tür heraus nach. Um sie gut nachhause zu bringen, fehlte es an Zeit, an Lust, an Sinn oder auch Mut - welche Rolle spielte schon die Frage nach dem Warum. Im Nachhinein hätte sie für den Rufenden um ein Haar eine Rolle gespielt - die Art von Rolle, die einen Nachts nicht mehr einschlafen lässt. Nur um Mitternacht spielte es für ihn keine. Mit einem Knall schloss sich die Tür, als hätte sie nie offen gestanden. Die Lichter löschten sich lautlos und die junge Frau stand einsam wie ein Waisenkind in der Finsternis der Straße. Nur eine Straßenecke weiter sollte sie mit der Finsternis der menschlichen Natur kollidieren. Nicht in einer Kollision der Galaxien, wie sie einen Urknall erzeugt, sondern in einer dramatischen und tödlichen Kollision, wie sie Schiffe mit einem Eisberg haben. Momentan war ihre Stimmung vibrant. Ihre Gedanken waren Licht und ihre Gefühle waren die unbeschwerte Melodie eines Radio-Songs. Ihre Schritte hallten auf dem schwarzen Asphalt, wie der Countdown des Todes in einer dunklen Gasse. Für den Klang des tödlichen Countdowns blieben ihre Ohren aber taub. Die hohen Bäume am Saum des Stadtrands bewegten ihre Äste, als wären es blutrünstige Gliedmaßen, aber für den Schrecken dieses Anblicks blieben ihre Augen blind. Als leichter Nieselregen hinab ging, zog sie ihren dünnen Mantel zu und lauschte aufmerksam dem säuselnden Lied der Natur. Winzige Regentropfen befreiten sich wie Märtyrer aus dem schwarzen Himmel und küssten die trockene Erde mit Leben. Sie lächelte ein so leichtherziges Lächeln, wie die Sonne und gefror voller Faszination für die Nacht und den Regen im Schritt. Unbeschwert starrte sie in die betongrauen Wolken. Mit geschlossenen Augen nahm sie einen so tiefen Atemzug, als wäre es ihr letzter. Der Regen wurde stärker. Die Tropfen wurden schwerer. Auf ihrem sandbraunen Gesicht wirkten sie, wie feine Tränen. Als sie sich wieder in Bewegung setzte,

wurde ihr dunkles Haar von den Himmelsperlen in dicke Strähnen gelegt und unter ihren Augen bildeten sich schwarze Schatten aus verwaschenem Mascara und schleichender Müdigkeit. Eiskälte griff so plötzlich um sich, wie eine schleichende Epidemie. Im freien Fall schmiegt sich die Tropfen fest aneinander und verschmolzen zu so untrennbaren Einheiten, als wären sie glückliche Liebespaare. Plötzlich ging schwerer Hagel hinab. Als das erste Korn ihren nackten Nacken berührte, bog sie mit schnellen Schritten um die Ecke und öffnete eilig die Tür zu einer kleinen Bar. Wegen eines Wackelkontakts blinkte das schiefe Leuchtschild an der korrodierten Fassade so aufgeregt durch die Nacht, wie ein klingelnder Spielautomat. Der Hagel gewann an Intensität, aber das blinkende Schild erreichte er dank des großzügigen Vordachs nicht. Als die junge Frau in der Tür zur Bar verschwand, wurde sie aus dunklen Augen beobachtet. Auf dem schiefen Leuchtschild unter dem Vordach saß eine kohlrabenschwarze Krähe. Aus Unachtsamkeit bemerkte die junge Frau sie nicht. Drinnen angekommen seufzte sie das Seufzen eines geretteten Schiffsbrüchigen und näherte sich erleichtert der hölzernen Theke. Zusammen mit dem Geruch von Schnaps schlugen ihr stickige Luft und der Dunst finsterer Gedanken entgegen. Trotzdem zog sie das Schummerlicht des Tresens an, als wäre es magnetisch. Ihr feuchtes Gesicht spiegelte den roten Schein der Neonlichter zurück. In ihrem nassen Haar hingen feine Hagelkörner, die in der Wärme des Zimmers zu als Wasser zergingen. Von ihren Strähnen gingen feine Rinnsale auf den Kunststoffboden hinab. Tropf, Tropf, erklang die monoton rhythmische Melodie. Als sie sich an die Bar setzte, mischte sie sich unter den Klang einer dunkle Stimme, die zu einem Mantelträger am anderen Ende der Theke gehörte. "Was für ein Hundewetter.", murmelte er neben ihrem feuchten Ohr, "Da draußen unterwegs zu sein, ist ja lebensgefährlich." Als ihre Blicke wie Sternschnuppen in Richtung der Stimme aufbrachen, lächelte sie ein nickendes Lächeln wie die Strahlen der Sonne. Von ihrer eigenen Sonne ließ sie sich blenden und erkannte die drohende Gefahr am Ende der Theke nicht. Als er sie auf einen Weißwein einlud, nahm sie die Einladung an. Für sich bestellte er schwarzen Kaffee, der ihn mit dichten Wolken aus Dampf umhüllte. Ihren geblendeten Augen machte er die klare Sicht so noch schwerer. Als sie ihren Weißwein trank und in trügerischer Sicherheit auf die Ruhe nach dem Hagel wartete, tauschte sie Blicke wie Naturereignisse mit ihm aus. Während er seinen Kaffee trank und sie mit den friedvollen Augen eines Priesters betrachtete, tauschten sie miteinander Gedanken wie ein ganzes Leben. Wie hätte sie bloß erahnen sollen, dass seine Blicke wie Naturereignisse Naturkatastrophen waren? Wie hätte sie die Lebenslügen in seinen Gedanken wie ganze Leben erkennen sollen? Niemand sah den Jäger in ihm. Niemand ahnte es. Niemand erkannte es. Nur die schwarze Krähe auf dem schiefen Leuchtschild hatte davon eine leise Idee. Sagen können würde sie es niemandem. Daher schwieg sie das Schweigen der Lämmer und blieb bewegungslos unter dem Vordach sitzen. Durch die beschlagenen Fenster zur Bar sahen ihre aufmerksamen Augen die Gefahr immer näher rollen. Der Hagel schlug noch immer so intensiv auf den Asphalt, wie ein afrikanischer Trommelspieler. "Ich muss langsam aufbrechen. Meine Schicht beginnt um fünf.", stellte sie am Tresen bedauernd fest und beobachtete die Feuchtigkeit auf den Scheiben. Als er zu ihr aufrückte, schlich unheimliche Angst in ihre weit offenen Augen, wie ein unheimlicher Dieb in ein weit offenes Haus. Unheimlicherweise galt ihre unheimliche Angst aber nicht ihm, sondern der trommelnden Naturgewalt vor dem Fenster. Er sah sie mit seinen trügerischen Blicken eines friedvollen Priesters an. "Du willst dich doch nicht umbringen.", murmelte er heiser, "Lass mich austrinken, dann kann ich dich fahren." Draußen breitete die schwarze Krähe auf dem schiefen Leuchtschild gerade ihre Flügel aus und begleitete die lauten Trommelschläge des Hagels mit dem verzweiferten Krächzen des Untergangs. Nervös lief sie für die nächsten Minuten auf dem Leuchtschild auf und ab. Durch das beschlagene Fenster sah sie, wie sich

Jäger und Beute lachend vom Tresen erhoben. Der Jäger war der Beute einen guten Schritt voraus und konnte in der Luft bereits die Jagderfolge riechen. Als sich die Tür öffnete, schlug die Krähe aufgebracht mit den Flügeln und verlor dabei eine lange Feder. Tänzelnd wie eine Schneeflocke schwebte sie hinab und wurde vom Wind in das sandfarbene Gesicht der Beute geschlagen. Abrupt gefror sie im Schritt und zog sich die rabenschwarze Feder von der Wange. Ihr irritierter Blick stolperte wie betrunken nach oben. "Kommst du?", fragte der Jäger gerade zwischen den lauten Trommelschlägen des Hagels. Als sie die Blicke nach oben wandte, fing die Krähe sie auf, wie einen Ball. Sie würde niemandem erzählen können, was sie heute gesehen hatte. Es andere aber wissen zu lassen, lag in ihrer Macht. Daher schwiegte sie das Schweigen der Bedeutsamkeit und starrte tief in die junge Frau hinein. Als die ihre starren Augen zurück hinab bewegte, schluckte sie kräftigt und schüttelte verhalten den Kopf. "Nein.", erwiderte sie dem Jäger so leise, dass es vom Hagel übertönt wurde. "Nein, ich hab's mir anders überlegt." Ohne ein Wort des Abschieds kehrte sie in die Bar zurück. Ohne ein Wort des Abschieds ging auch der Hagel. Er zerfloss in der Luft zu feinen Regentropfen und spülte die Gefahr aus den nächtlichen Straßen. Der Jäger blieb draußen stehen. Seine dunkle Silhouette warf einen finsternen Schatten durch die beschlagenen Scheiben. Die Krähe sah von oben auf ihn herab, wie der Schöpfer beim jüngsten Gericht. Die junge Frau blieb die ganze Nacht lang am schummrigen Tresen sitzen. Am Morgen zerging der Schatten des Jägers draußen ins Morgenrot und die Krähe erhob sich in den Sonnenaufgang. Mit Schlaf in den Augen betrat gerade derjenige die Bar, der die junge Frau einige Stunden zuvor aus fehlender Lust, aus Zeitmangel, Sinnlosigkeit oder fehlendem Mut in die Finsternis entlassen hatte. Als sie ihn sah, fiel der Schatten des Unbehagens von ihr ab, wie Laub von herbstlichen Bäumen. Sie sprang vom Tresen auf, fiel ihm um den Hals und gemeinsam verließen sie die Bar. "Was war denn los, dass du dich nicht alleine nachhause getraut hast?", fragte er in das Licht des Sonnenaufgangs gehüllt. Sie ließ das Morgenrot in ihren Augen zergehen und zuckte die Achseln. "Nur so eine innere Stimme. Einfach ein schlechtes Gefühl eben." Spöttisch lächelte er durch Prismen aus rötlichem Licht in ihre Richtung. Spöttisch lächelte bei diesen Worten Hunderte Meter über ihnen auch die Krähe, zu deren geheimsten Gedanken die innere Stimme gehört hatte. Sie würde es niemals jemandem sagen können, aber das war auch überhaupt nicht ihr Wunsch. Vom Wind ließ sie sich zurück in den Wald tragen. Ihre aufmerksamen Augen beobachteten auf dem Weg das Grauen des Morgens. Als sie sich auf einer Tanne niederließ, seufzte sie zusammen mit dem Wind ein Seufzen der Verständnislosigkeit. Diese grauenvollen, grauenvoll egozentrischen Menschen!

## **Fremdbeseelt**

Nebel spann den Vollmond ein wie eine riesige Spinne. Schnelle, warme Atemzüge torkelten dem narbigen Netz entgegen. Sie nahmen einander bei der Hand und formten ein watteartiges, wolkiges Band. Das Band wand sich zu einem Herz zusammen. Die kräftige Kälte trug es still dem Himmel entgegen. Träge tänzelte das warme Herz im Regen den knöchernen Bäume entgegen. Im Nebel zersprang es in Finsternis.

Das Herz gehörte zu Penny. Sie hatte es ausgeatmet, ziehen lassen, ausgestoßen. Penny hatte das Herz verloren wie einen alten Penny. Herzlos, hoffnungslos und hüllenlos stand sie in der schwarzen Kälte. Das Spinnennetz am Himmel riss ein. Milchiger Mondschein schnitt die Luft entzwei. Wie ein Insekt befreite er sich aus dem engen Netz. Penny traf er wie ein Penny, den jemand vom Hochhaus geworfen hat. Mit bläulichen, bebenden, blutüberströmten Händen

hinkte sie im Mondscheinmantel die kalte Straße entlang. Mit den letzten Kräften winkte sie ein Auto heran. Dann und wann bibberte sie leise. Am Himmel zog eine Nachtigall ihre Kreise. Ein letztes Herz atmete Penny noch aus, bevor ihr der Atem stockte. Im Licht eines bremsenden Wagens ging sie zu Boden. Die Himmelsweiten bogen ihr Herz entzwei und ihre Lichter gingen aus. Matthew, sagte sie, als ihre Augen starr wurden. Leise, letzte Worte. Penny hatte ihr Herz an Matt verloren. In dieser stillen Mondscheinnacht hatte sie ihr Herz um das letzte Leben gebracht.

Matthew - stiller, sanfter Matthew. In Armut war er an der Autobahn aufgewachsen. An der Trasse zur Schnellstraße, in einem Haus ohne Balkon und ohne Terrasse. An Mut fehlte es ihm von klein auf und so nahmen die Dinge ihren Lauf: Matt war einer von acht. Bis sie volljährig waren, gaben sie aufeinander Acht. Irgendwann lag das nicht mehr in ihrer Macht, so machte Matthew mit 20 lebensunwürdige, lebensunwirkliche Ereignisse mit. Mit einem Haufen anderer Menschen wurde er von der Mächtigkeit in einen Krieg für Gerechtigkeit geschickt. Die Zeit hatte ihm wehgetan, aber er stellte sich geschickt an. Widererwarten kam er Zuhause wieder an. Von seinen 100 Mann galt das für kaum jemand. Patronen, Beschuss, Explosionen. Matt wusste sich nicht zu verhalten. Von Drohnen, Verdruss, Perversionen wurde seine Seele gespalten. Als er nach dem Krieg heimkehrte, kriegte er sich kaum wieder ein. Still, sanft und entzückend wie er war, kehrte er dem Drama den Rücken. Die Unaussprechlichkeit des Kriegs sprach Matt niemals wieder aus. Er litt still, aber mit seiner Unausgesprochenheit kam er ganz und gar nicht weit. In seinen Träumen schäumte es vor Schizophrenie. Vor Manie und Szenarien der Abartigkeit. Als der erste Frost des Jahres die Erde taubküsste, lockten sie ihn im Traum in die Falle. Sie jagten Matt in ein Spiegelkabinett und hielten ihm den Spiegel vor. Wer sich im Spiegelkabinett wiederfindet, kann sich nur schwer wiederfinden. Sie warfen ihn auf sich selbst zurück, nur konnte er sich selbst in ihren Gängen nicht finden. Er wusste, wo er war. Nur wo genau er war, hätte er nicht mehr sagen können. Wann immer er einen Schritt vorwärts machte, prallte er gegen die eigene, fremde Person. Sobald er einen Schritt Rückwärts machte, kam ihm der Fremde in sich selbst in die Quere. Von allen Seiten bedrängten ihn die eigenen Grimassen auf einem fremden Gesicht. Verdoppelt, verdreifacht, vervielfacht, millionenfach sah Matt sich selbst und den anderen. Auf den Wänden hing der Dunst seiner Atemzüge. Zügig wischte er das Glas mit dem Ärmel frei, da erkannte er vor sich den Feind in sich. Er wusste, wer er war. Nur wer von ihnen er war, hätte er nicht mehr sagen können. In den Spiegeln sah er die fremde, eigene Person eine eigene Person entwickeln.

Täglich wurde Matt aus diesem Traum wider Willen wieder wach. Er sprach nicht über die Träume. Blieb stumm und versäumte die Chance auf Besserung. Besser wurde es erst, ja es verging, als er vergangen März auf Penny traf. Penny traf ihn ins schmerzende Herz und bändigte seine Dämonen. Matt hatte Penny geliebt. Dass sie nach einem Monat tot war, nahm er in großer Not wahr. Als wahr hinnehmen wollte er es kaum. Es fühlte sich fatal an, so unreal wie in einem Traum. Wer der Mörder war? Matt wusste es genau. Das Herz, die Seele, Penny hatte er an einen Mann namens Reese verloren. Für seinen frustvollen Verlust hatte er Reese erbitterte Rache geschworen. Reese gehörte ins Verließ, nur verließ Matt nach Pennys Tod der Mut. In seiner Wut verblasste seine Rolle. Er verlor das Bewusstsein und überließ Reese die Kontrolle.

Reese - versauter, vorlauter Reese. Vor lauter Geld hatten es seine Eltern zu Macht gebracht und ihm so ein bequemes Bett gemacht. Ganz egal wie man sich verhält, macht einen großes Geld auf der Welt zum Helden. Reese hatte etwas zu melden. Stahl sich zu Anarchie und

konnte tun, was ihm gefiel. Er spielte, trank. Verhielt sich krank. Ging etwas nicht nach seinen Kopf, verlor er ihn. Reese war Choleriker. Er war fanatisch manischer Hysteriker. Er hatte nichts zu verlieren und ließ sich von nichts irritieren. Sprach Dinge aus, die Matt für unaussprechlich hielt. War selbstbewusst, wo sich Matt bewusstlos verhielt und prahlte mit Angelegenheiten, die Matt lieber für sich behielt. Wo Matt an Gelegenheit zweifelte, verließ sich Reese auf sich. Mit Mitte 20 zog Reese in Matthews Haus. Gut kamen sie nie miteinander aus. Wo der eine war, war der andere nicht. Was der eine sah, raubte dem anderen die Sicht. Matt löschte das Licht, wenn Reese die Lider hob und Reese zog tobend in die Ferne, wenn Matthews Schicht begann. Lange liefen sich die beiden kaum über den Weg. Vom anderen blieben sie unbewegt. Matthew und Reese kannten sich kaum, aber beide liebten dieselbe Frau.

Penny - wilde, wunderschöne Penny. Sie hatte Matt in einer Bar getroffen und sich dort in ihn verschossen. Jeden zweiten Tag kam sie zu Besuch und hatte sich damit selbst verflucht. Reese hatte sie aus Matthews Haus gehen sehen. Er spürte Liebe auf den ersten Blick, Liebe ohne Weg zurück. Er hatte sie nie gesprochen, nie berührt, nie gespürt, nie gerochen. Trotzdem fühlte er sich verführt, von ihrer Schönheit fühlte sich Reese bestochen. In ihren Augen lag der Morgenhimmel. Ihre Haut war so vornehmlich blass wie ein Schimmel. In seiner Liebe vergaß Reese die Tage, trank und wurde krank nach Penny. Den letzten Penny hätte er gegeben, um sie zu berühren. Er wollte sie verführen, wollte sie unter sich spüren. Unter sich war er mit ihr nie. Wenn er sie annäherte, ereilte ihn Dysarthrie. Pennys Anblick ließ Reese das Bewusstsein verlieren. Er kam ihr nie nah genug, um etwas zu arrangieren. Matt hatte sie beide im Blick und hielt Reese unentwegt vor Penny zurück. Reese war nichts davon bewusst, ja nicht einmal Matt hätte es gewusst. Eines Nachts geschah es: die Träume schäumten über Matt hinweg. Obwohl es ihm zuwider war, verlor er Penny aus dem Blick, sie war weg. Diese Nacht sah Matt Reese in den Spiegeln und konnte seine Panik kaum noch zügeln. Während Matt noch schlief, erwachte Reese, da war ihm Penny plötzlich nah. Nach einer alkoholdurchtränkten Nacht war er neben ihr aufgewacht. Wilde, wunderschöne Penny. Wie es kam, dass sie bei ihm war, wusste Reese nicht. Scheinbar war er nicht bei sich gewesen, aber das gehörte zu seinem Wesen. "Komm her.", hörte er sie murmeln. Wie sie hergekommen waren, fragte er sich murmelnd. Reese war durcheinander, aber sie schliefen miteinander. Für einander empfanden sie Faszination und niemand kam zur Intervention. Aus Faszination wurde Obsession und Perversion, je öfter es Reese so passierte. Er erwachte fünfmal neben ihr, bevor Matthew intervenierte. Penny hatte ihr Herz nicht an Reese, sondern an Matt verloren. Dem süßen, sanften Matthew hatte sie ewige Treue geschworen. Als Reese zum fünften Mal mit ihr schlief, nannte sie ihn bei Matthews Namen. Die Gefahr erkannte sie zu spät, von der Wahrheit war sie überfahren. Sie verließ sich auf den Matthew in Reese - wunderschöne, wahnsinnige Penny. Was ihr bloß einfiel? Sie verhielt sich einfältig: Als sie Matts Namen rief, fiel Reese dazu nichts mehr ein. Reese war ein Hysteriker, ein manischer Choleriker. Es ging nicht mehr nach seinem Kopf, also verlor er ihn. In einer Mondscheinnacht verlor Penny ihren Matt an einen versauten und vorlauten Reese. Für Matt verlor Penny das Leben an Reese. Als sie das Leben verließ, verlor sich an der Trasse zur Schnellstraße langsam auch Reese und Matt hob die Lider wieder. Ihr sanfter, stiller Matt hätte Pennys Tod gerächt. Nur sah er Reese nach diesem Tag nie wieder.

**Die Weltrekordhalter in meiner Nachbarschaft**

In meiner unmittelbaren Nachbarschaft wohnen Weltmeister. Ich habe es erst gestern realisiert und ehrlich gesagt hat es mich niedergeschmettert. Ich bin nach dieser Erkenntnis zu Boden gegangen wie ein gefällter Baum, denn ich komme mir zwischen den ganzen Weltmeistern fast durchschnittlich vor. Was tue ich denn schon? Was bin ich denn schon? Wäre das hier die Hessenliga, dann wäre ich Viktoria Urberach. Dutzende Niederlagen in nur einem Liga-Jahr - so viele waren es allein in diesem Jahr wohl auch für mich. Kein Wunder also, dass ich mich niedergeschmettert fühle, bei den Dutzend+ Niederlagen auf meinem Konto. Wie soll ich da bloß mit Weltmeistern so legendär wie Bonny und Clyde, so nennenswert wie die Rocky Mountains und so anspruchsvoll wie die Mona Lisa mithalten?

Kaum zu glauben, aber meine unmittelbare Nachbarschaft fühlt sich an, wie Hollywood, New York oder San Tropez. Meine unmittelbare Nachbarschaft ist ein High-Society-Hot-Spot, auf dem sich die berühmt Berühmtesten der berühmt Berühmten treffen. Wäre das hier Hollywood, dann wäre ich der Kerl, der die Autos parkt. Wäre das hier San Tropez, dann müsste ich die Boote putzen und wäre das hier New York City, dann wäre ich derjenige, der nach Promi-Partys die Stars von der Straße kratzt. Glücklicherweise ist das hier nicht Hollywood, nicht San Tropez und auch nicht New York City. Das hier ist Hinterdupfing und deshalb bin ich hier einfach nur ich - der einzige in meiner unmittelbaren Nachbarschaft, der kein Weltmeister ist.

Eins muss man meinen Nachbarn schon lassen: legendäre Rekorde waren dabei. Mein südlicher Nachbar Georg hält seinen zum Beispiel für die größte Pizza der Welt. 140 Meter war sie lang. Salami Käse. Er hat das Riesending hinter der Stadt gegart. Schlecht hat sie nicht ausgesehen, aber nicht einmal die Hinterdupfing Obdachlosen haben davon gegessen. Dazu war die Riesen-Pizza schließlich auch nicht gedacht. Es ging bei der Sache eben um mehr, nämlich um die Weltmeisterschaft. Hunderte Kilo Pizza sind den Tag danach für die Müllabfuhr angefallen. Das Ganze hat Georg fast 10.000 Euro gekostet, aber was soll's - Weltmeister ist er, also Respekt!

Für Hinterdupfing war die weltgrößte Pizza ein Ereignis, aber nicht das einzige. Lange hat man nicht von Georgs Kochkünsten geredet. Mein westlicher Nachbar Josef hat kurz darauf nämlich nachgezogen. Er hat sich in etwa die Menge Pizza zubereiten lassen, die Georg gebacken hat. In kaum einer Viertelstunde hat er das ganze Essen heruntergeschlungen. Respekt, Josef, das ist der Weltrekord! Nicht nur für dich, sondern auch für meine nördliche Nachbarin Agnes. Die duftete in den darauffolgenden 24 Stunden bei der weltlängsten Säuberungsaktion nämlich dein Erbrochenes von ihrem Gehsteig wischen. Zwei Rekorde auf einen Streich, na bitte! Was für ein gelungener Tag für Hinterdupfing. Dass es noch besser werden würde, das hat zu dieser Zeit niemand erwartet. Die größte Pizza, das weltgrößte Pizzaessen und der weltlängste Putzmarathon - nichts für ungut, aber wie hätte es denn überhaupt besser werden können?

Es wurde besser. Das wird es immer, so sagen mittlerweile meine Nachbarn. Mein östlichster Nachbar Torben hatte im nächsten Monat die Idee, das widerwärtigste Menü aller Zeiten zuzubereiten. Weiß der Gott, was genau er in seinen Kochtopf geworfen hat. Vielleicht abgelaufene Heringe, Tierfäkalien, Zehennägel, die Schamhaare eines Schimpansen, Wasser aus dem Gulli oder ein bisschen von Georgs Pizza, ein bisschen von Josefs Erbrochenem und das Ganze gut gewürzt mit dem Spiritusreiniger von Agnes. Widerwärtig genug für den Weltrekord war es. Daher Glückwunsch, Josef, du bist ein echter Pionier.

Die darauffolgenden Jahre fühlte sich ausnahmslos jeder in Hinterdupfing zu einem eigenen Pionierstreich aufgerufen. Logischerweise, sonst würde man sie noch vergessen, wenn sie erst das Zeitliche gesegnet hätten. Ein Weltrekord ist etwas Handfestes, das so schnell nicht ausgelöscht wird. Schließlich werden Weltrekorde Schwarz auf Weiß festgehalten und halten einen deshalb ewig in Erinnerung.

Harald von irgendwo da vorne am Kiosk hat deswegen ein halbes Jahr nach Josefs Welterfolg den längsten Irokesenschnitt aller Zeiten getragen. Oder war sein Name Gerhart? Vielleicht wohnte er auch irgendwo da hinten am Fluss. War es vielleicht gar nicht der längste Irokesenschnitt, sondern das längste Busthaar? Der längste Zehennagel? Das längste Ohrläppchen? Die längste Zeitspanne, die jemand je fürs Nichtstun aufgewandt hatte? Gütiger Gott, wie hat es mir nur entfallen können! Schämen sollte ich mich! Schämen, weil ich selbst nie Weltrekordhalter war und jetzt auch noch die Großartigkeiten vergesse, die unseren High-Society-Hot-Spot geprägt haben.

Großzügigerweise sagen meine Nachbarn, sie könnten es mir verzeihen, wo ich doch immer mit "meinen eigenen Dingen" beschäftigt bin. Ich glaube nicht, dass sie wissen, was ich eigentlich tue. Verzeihen sei es ihnen, wo sie doch immer mit ihren Weltrekorden beschäftigt sind. Na, aktuell bin ich eigentlich hauptsächlich damit beschäftigt, mich schlecht zu fühlen. Schlecht, weil ich niemals Weltrekordhalter war und genauso wenig je Weltrekordhalter sein werde. Der Weltrekord braucht nun mal Zeit und Geld und nichts davon besitze ich. Beides ist draufgegangen, als Georg am Backen, Josef am Brechen und Agnes am Putzen war. Was für eine Schande, aber ich war bei ihren Weltrekorden nicht einmal vor Ort, um sie zu feiern. Stattdessen war ich mit einer Non-Profit-Organisation unterwegs, um Müll aus dem Meer zu fischen. Wie konnte ich nur! Ich fragte Heinrich von der Hinterdupfinger Allgemeinen, ob er uns begleiten würde - wie konnte ich nur! Der arme Heinrich hatte schon genug damit zu tun, das Titelblatt mit Georgs weltbewegender Riesen-Pizza zu füllen. Mit Dingen eben, die die Welt und ihre Rekordhalter interessieren.

Wir fuhren also alleine aufs Meer hinaus. Na, logisch, denn ich beschäftige mich stets mit "meinen eigenen Dingen" und die Hinterdupfinger beschäftigen sich mit ihren. Sie brechen Weltrekorde und ich setze mich dafür ein, dass sie für ihre Rekorde auch in Zukunft noch eine Welt haben. Ich werde nie einen Weltrekord brechen, aber so wie ich es sehe, werden sie es bald auch nicht mehr können, denn wo bald keine Welt mehr, da auch kein Rekord.

### **Heimweh nach dem Horizont**

Wie ein Spinnennetz umspann Nebel die breiten Straßen. Der milchige Mond floss so entschlossen wie Liebe zwischen den Sternen hindurch. Sein Schein umschiffte Hochhäuser, Bäume, Bauten, Menschen, Träume. Wie eine Kugel traf er Jons taube und staubige Brust. Die Mondscheinnacht brachte ihm Klarheit. Er hatte heißblütiges Heimweh. Heimweh nach dem Horizont.

Die dumpfen Strahlen des hellen Mondes säten dumpfe Sehnsucht in sein helles Herz. Schmerz wehte zusammen mit dem zärtlichen Wind um seine feine Nase. Er wollte heim. Wollte es so sehr, dass es wehtat. Hatte Heimweh nach dem kühlen Eisenknopf an seinem Elternhaus. Heimweh nach sanften Sonnenstrahlen, die über eine Insel fallen. Nach der Wärme von duftenden Kaminen, dem quietschenden Lachen von Kindern, den festen Umarmungen einer Mutter und dem wohligen Geschmack von tiefen Wiesen. Jeder seiner

Sinne zog ihn nachhause, denn von Zuhause versprach er sich Sinn. Es zog ihn durch die Gezeiten der Meere, durch die Zeiten der Schwere, durch die Weiten der Sphäre. Anfangs widerstand er, aber mit schwindenden Kräften wurde ihm das Widerstehen zuwider. Im leuchtenden Herzen einer Mondscheinnacht machte er sich daher auf den Weg, zu leuchten. Wie ein gehorsames Rind ließ er sich vom Wind nachhause treiben. Hierzubleiben kam plötzlich nicht mehr in Frage. Das Hier brachte ihn noch um. Daher zog er sich um, zog sich Schuhe an und in den Gang hinaus, um die letzten Lichter zu löschen.

Die Tage vor der Mondscheinnacht hatten ihm nichts als Nichts gebracht. Nichts schmeckte, nichts roch. Nichts klang, nichts wirkte noch. Posttraumatische Belastungsstörung, so nannte es seine Psychologin. Einfach nur gestört, flüsterten flüchtige Freunde. Was soll's, lass sie reden, ist mir egal. Egal war ihm tatsächlich alles. Der Krieg, der Frieden. Der Sieg, die Lieben. Niederlagen, Absagen, Aufgaben. Krankheiten, Grausamkeiten, Nettigkeiten. Zuhause würde nichts davon eine Rolle spielen. Zuhause ist einfach alles einfach. Er verließ also das Haus und ging Richtung nachhause. Er ging zu Fuß, weil es nachhause nicht weit war. Da oben, wo der Mond so strahlt. Da hinten, wo die Zugbrücke liegt. Da wo es rattert und knattert, wo es leise keucht und leuchtet. Da drüben, hinter dem Horizont. Von Zuhause trennte ihn nur ein Kilometer. Das und, na gut: vielleicht ein bisschen Mut.

Auf dem Weg nachhause umschwirrten ihn blutsaugende Bilder. Glut, Flut. Explosionen, Verwundete und Korrosionen. Sie bohrten spitze Stachel in sein Herz. Wollten ihn damit wohl antreiben, aber er spürte nichts und Antrieb hatte er nicht mehr. Zuhause wird man entgegen genommen. Was man auch spürt, was einen auch treibt: man kommt einfach an. Hinter dem Horizont wollte er ankommen, einfach dahintreiben und so für immer bleiben. Also ließ er sich vom Wind dahin treiben und steuerte auf die Bahnbrücke zu. Die Bilder schwebten noch immer aufgeregt in der Luft. Abschiedsküsse, wilde Flüsse, laute Schüsse. In der Klarheit einer Mondscheinnacht und kurz vor seinem Zuhause machten ihm die Bilder so gut wie nichts mehr aus. Was soll's, lass sie schwirren, ist mir egal. Zuhause bin ich sicher.

Die Lichter der Zugbrücke wurden heller. Die lauten Maschinen schwirrten wie Propeller. Er war fast da. Ging schwimmen im Mondschein und wusch sich vom Leben rein. Die Stadt spannte sich unter ihm auf wie eine Decke über einer chaotischen Zimmerecke. Als er sich niederlegte, legte er die Gedanken nieder. Unter seinen Händen fühlte es sich so kühl an wie der Eisenknopf an seinem Elternhaus. Er spürte es in sich brennen, wie die Wärme eines Kaminofens. Sah die sanfte Sonne über einer Insel, roch den Reisig-Duft von Brennholz und hörte das quietschende Lachen behüteter Kinder. Als er die feste Umarmung einer Mutter spürte, schmeckte es in seinem Mund nach tiefen Wiesen. In der Klarheit einer Mondscheinnacht fand Jon seinen Frieden.

Auf dem Bahnsteig stand eine Fremde. Statt dem sanften Licht über einer Insel sah sie die hellen Zuglichter und verzog das Gesicht. Statt dem Reisig-Duft von Brennholz roch sie das Brennen der Gleise und entbrannte wie Reisig. Statt dem quietschenden Lachen behüteter Kinder hörte sie die quietschenden Bremsen und konnte ihr Schreien nicht bremsen. Als Jon vom Zug ergriffen wurde, sah sie, ergriffen, nicht die Umarmung einer Mutter. Stattdessen umarmte sie eine Ahnung vom Tod. Als sein tiefrotes Blut in seinen Mund floss und der Zug endlich stand, zog sie die Hand vors Gesicht und lehnte sich gegen die dreckige Wand. Sie und der Zugführer verloren an diesem Tag ihr Gefühl für Zuhause, aber Jon interessierte das nicht mehr. Zuhause ist das alles egal. Der zarte Wind trug ihn hinter den Horizont, wo er einfach dahintrief und so für immer blieb. Endlich zuhause.

## Die Dunkelkammer

Lange, schwarze Treppen unter das Bewusstsein. Im Unterbewusstsein drückt nachtschwarzer Himmel auf die Erde. Vor den Treppen steht eine junge Frau. Nachtblaue Luft saugt den Sauerstoff aus der Atmosphäre. Die Protagonistin steigt die Treppen hinab. Nebel spinnt die knöchernen Bäume ein. Eins, drei, zwei, vier, minus zehn Stufen hinab in tiefe Verließe. Aus der Dunkelheit fällt mit den Träumen der Geschmack der Endlichkeit.

Diffuse Klänge. Wabernde Schallwellen und abstruse Zwänge. Die Stufen rutschen zu Rutschen zusammen. Das geht, das geht, das schaffe ich. Geht nicht, geht nicht, mach' ich nicht! Zu spät! Die Protagonistin verliert an Stand. Rutschend, schlitternd, rasend rauscht sie in die dunkle Tiefe. Angekommen. Endlich da! Ratten und Fotochemikalien in einer Dunkelkammer. Millionen negativer Negative in einer Wanne - schwimmend, tauchend, untergehend, rauchend in chemischen Flüssigkeiten. Die Bilder gewinnen an Gestalt. Die wabernden Klänge kuscheln zärtlich und werden zu Knäulen aus Worten. Ein dunkler Schuppen, geschundene Puppen und eine verborgene Tür. Dahinter lange Gänge. Weiß, steril und leer. Psychopathen in Schlappen. Krankenschwestern mit Lappen. Unsinn, hier gehört sie nicht her! Unsinn, Unsinn, das macht keinen Sinn! Das denkt die Protagonistin, aber machen kann sie nichts. Sie hat sich verirrt, verlaufen, verloren. Fühlt sich verwirrt, verkauft, verworren. Hilfe, Hilfe, nichts wie weg, bevor sie noch aneckt, entdeckt wird, verreckt. Die Schwestern lassen sie nicht. Lassen sie nicht gehen, lassen sie einfach stehen. Das kann nur ein Versehen sein! Nein, schreien die Schwestern, kein Versehen, und bleiben auf ihrem Standpunkt bestehen. Sie muss warten. Gefangen unter Psychopathen und ohne Aussicht auf Befreiungstaten. Sie schleicht durch die Gänge. Kämpft gegen die Zwänge. Der Ausgang! Alles nimmt einen guten Ausgang, denn da ist der Ausgang! Bevor sie ihn erreicht, geht der Gang aus. In schnellem Gang holen die Schwestern zu ihr auf. Sie schubsen sie den kalten Aufgang zur Gummizelle hinauf. Grüne Lichter nehmen ihr die Sicht, da taucht er auf. Irre! ein Freund, Vertrauter, Angetrauter in der Gummizelle! Aber sie weint, schluchzt, schreit, grunzt. In ihr keimt Panik. Der Angetraute, Freund, Vertraute nickt. Vertrau dich ihm an, erzähl' ihm vom Plan! Kann sie nicht mehr: er kommt ganz dicht her und zieht an ihrem Haar, da hat er es in der Hand. Sie verliert an Stand. "Tumor! Tumor", schreit er und alles reitet ins Weite. Rückwärts gespult: Aus der Gummizelle, in die hellen Gänge, durch die Tür mit einer Kür, zurück in die Dunkelkammer und rückwärts die Rutschen und Treppen hinauf.

Sie schoss aus dem Schlaf auf. Kalter Schweiß stand auf ihrer heißen Stirn. Ihr Herz schlug ihre Brust wie ein Missetäter. Atmen! Atme! Konnte sie nicht. Schwere sprang ihr auf die misshandelten Rippen und drückte sie ein wie eine Blechdose. Wo ist das Gefühl? Nicht die Angst, nicht die Liebe, nicht die Zufriedenheit, nein, sondern die taktile Empfindung von Luft in den Lungen, in der Luftröhre, im Mund? Wo ist die Wahrnehmung? Wo ist die Leichtigkeit des rechten Beins? Wo ist eigentlich der rechte Arm? Sie war arm dran: der Arm war noch dran, aber bewegen konnte sie ihn nicht. Sie zog das Bein an, aber allem Anschein nach bewegte sich das Bein nicht mehr. Panik kroch in ihre Ohren und piepste darin wie eine Marderfalle. In der Falle saß sie. Panisch schlug sie auf ihrer rechten Seite herum. Eingeschlafen, dachte sie, die ist nur eingeschlafen. Aufwachen, aufwachen! Weil die rechte Seite nichts machte und einfach nicht erwachte, sprang sie aus dem Bett auf und fiel auf den duftenden Boden. Fühlte sich so sterben an? Wie eine Marderfalle in den Ohren? Wie eingeschlafene Glieder? Taub und schwer, wie sinnlose Lieder? Einen Krankenwagen, wollte

sie sagen. E, Nein, e, Wankenkragen, kroch aus ihrem Mund. Die Ohnmacht machte ihr das Atmen schwer. Ohne Macht über ihre Glieder verlor sie das Bewusstsein, bevor der Notarzt kam und noch weit bevor ihr bewusst war, was mit ihr geschah.

Das Krankenhaus nahm die Warenlieferung entgegen. Es versuchte sich an der Reparatur. CT. Artikel von der Trage gehoben und in die Röhre geschoben. Unsere Protagonistin war wieder wach. Hinter der Scheibe sah sie die Ärzte das Gesicht verziehen. Sah so sterben aus? Wie das verzogene Gesicht eines grauhaarigen Arztes? Wie ein Schatten auf dem oberen Teil des Gesichtsfelds? Wie eine helle Leuchte über dem Kopf? Als man sie aus der Röhre nahm, nahm sie das Wort an sich. „Ein Tumor?“, wollte sie fragen. „U-Ton Reim“, stürzte stattdessen von ihren Lippen. Man verstand sie trotzdem, aber man wollte sie nicht verstehen. Sie sollte gehen, aber gehen konnte sie nicht. Ein defekter Artikel hat nichts zu sagen, so sagten die Ärzte. Antworten waren aus, nur spöttische Blicke waren noch zu haben. Das Nachthemd aus, die Spritze ins Rückrad und Hirnwasser floss wie aus einer kaputten Flasche. Rückgrat musste man haben, um das hier flüssig durchzuziehen. "Ein Tumor?", zog sich ihre Frage wie ein Fernreisezug durch die Nacht. Immer wieder vergebens diese Frage und keine Antwort, denn Antworten blieben vergeblich. "Lächerlich! Kein Tumor, eine Autoimmunerkrankung!", wurde am nächsten Morgen die Antwort nachgeliefert. Am Morgen konnte unsere Protagonistin wieder für sich sprechen. "Ist Krebs ausgeschlossen? Sind Sie sicher?" Obwohl sie sie wiederholte, zählte ihre Stimme noch immer nicht und Gehör erhielt sie nicht. Ungehört fanden sie es. Unerhört, solche Fragen, deshalb blieb sie ungehört. "Wir sind hier die Ärzte!", stellten sie klar. Ärzte, Helden, Götter in Weiß. Gesagt, getan: die Götter in Weiß spielten Gott und ließen die Protagonistin den Glauben verlieren. Um ein Haar hätten sie ihr Weiß mit Blut befleckt, ihre Reputation verdreckt. Um ein Haar wäre sie der Ärzte wegen verreckt. Sie fühlte sich um die letzte Kraft gebracht, als sie sie entzündungshemmend behandelten. Die Behandlung zündete nicht, das Gegenteil war der Fall. Als sie sich dem Überleben Willen entlassen wollte, verloren die Götter in Weiß die Gelassenheit. "So können wir dich nicht nachhause lassen. Schau dich mal an: so will dich deine Familie nicht zurück: da geht gar nichts mehr." Nichts mehr ging, das stimmte. Gehen konnte sie nicht mehr. Artikelzustand: defekt, irreparabel, reif für den Sperrmüll. Die Götter in Weiß wiesen sogar darauf hin: "Das ist wie mit einem alten Unfallauto - da muss man sich überlegen: lohnt sich die Reparatur überhaupt?"

Unsere Protagonistin ging auf eigene Verantwortung und ohne die Beantwortung ihrer einen Frage: ein Tumor? Ist Krebs ausgeschlossen? Was noch geht, wenn nichts mehr geht, das fragte sie sich zuhause. Was noch geht, wenn sie nicht mehr geht, das ging ihr durch den Kopf. Arbeit - geht nicht. Freizeit - geht nicht. Auszeit - geht nicht. Regentage, Saufgelage, Daseinsfrage, so erging es ihr, als sie nicht mehr ging. So erging es ihr, als in den folgenden Tagen, Wochen nichts, aber auch gar nichts mehr ging. Nur einer ging: ihr Verlobter. Das wäre ja noch gegangen, aber noch immer ging ihr der Tumortraum nicht aus dem Kopf. Sie verlor den Kopf, aber der Tumortraum war immer noch da. Er hing in ihren Gliedern wie Taubheit, pff in ihren Ohren wie ein Tinnitus, kreischte sie hell röhrend an, wie die Kraniche des Ibykus. Geküsst von einer Ahnung, nahm sie es als Warnung. "Kein Tumor. Das ist eine Autoimmunerkrankung! Schau in den Arztbrief!", rief man ihr in den nächsten Krankenhäusern zu. Die Zeit schlich, dann ging sie, dann rannte sie, dann flog sie. Die Zeit zerrann wie Wasserfarben. Die Protagonistin depersonalisierte, dehydrierte, stagnierte, reagierte kaum mehr. So fühlte sich Sterben an: wie Stagnation, Depersonalisation, Reaktionslosigkeit. Noch ein Albtraum mehr und sie verlor die Realität. Wäre sie nicht ins

vierte Krankenhaus gegangen, hätte sie das Leben verloren. Sie fanden ihn, den Tumor. Keine Autoimmunerkrankung. Ein Tumor, Krebs, eine Immunreaktion mit Destination Krebszellen im Auge. Die Ärzte machten sich an die Instandsetzung: Tumor raus, Gifftropfen rein und im Auge behalten. Die negativen Negative in einer tiefgelegenen Dunkelkammer hatten Recht behalten!

Ihr Auge durfte sie behalten. Ihr Leben ebenso. Nur mit dem Gehen ging immer noch nichts, aber ein bisschen was geht immer. Daher ging sie wieder. Dauernd ging sie ein kleines Bisschen - einen Kilometer, dann zwei, drei, vier. Die Zeit rennt. Lebenszeit läuft schneller ab als gedacht, also nicht schlapp machen. Daher rannte sie wieder. Das schlappe Bein hinter sich her schleifend. Dann neben sich herziehend. Dann voll belastend. Der Spott, das Lachen, das Geflüster von Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen war voll belastend, aber sie lastete es ihnen nicht an. So fühlte sich Leben an: wie das Bisschen, das noch geht. Wie etwas Großes, das vergeht und etwas Neues, das entsteht. Wenn nichts mehr geht, geht man voran und irgendwann geht alles. Und alles was dann wieder geht, fühlt sich nach Wunder an.